

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.
Preis pro Quartal: in Neuß in's Haus gebracht und auswärts an der Post abgeholt 1 Mark 75 Pf. = 17½ Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Jos. Eich.
Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei zu Neuß: F. M. Schmitz.
Expedition: Neuß, Markt.

Inserate für die nächstfolgende Nummer werden bis 7 Uhr am Vorabend erbeten; Preis für die 6-spaltige Zeile oder deren Raum 15 Pf. = 1½ Sgr.

Fruchtpreise zu Neuß am 13. September.

Weizen 1. Qual.	25 50	Hafer alter	17 —
neuer 2. „	23 50	neuer 1. Qual.	15 —
		2. Qual.	13 —
Landroggen 1. Qual.	21 —	Rübsen (Acker)	27 50
neuer 2. „	20 —	Raps	29 —
Winter-Weizen	— —	Kartoffeln	5 —
Buchweizen 1. Qual.	— —	Gerst	12 —
2. „	— —	Roggenstroh per Schock	— —
		à 600 Kilo.	50 —

Preise unverändert.
Rübsen per 100 Kilo in Partien von 100 Kilo. . . 63 —
Rübsen per 100 Kilo sackweise . . . 65 —
Gereinigt Del per 100 Kilo 3 — M. höher als Rübsöl.
Preiskuchen per 1000 Kilo . . . 150 —
Weizen-Vorfuß 00 per 40 Kilo . . . 36 50
Kleien per 50 Kilo . . . 5 90
Rübsen und Kugeln unverändert.

Rede des Herrn Dechanten Dr. Hammer aus Wolfstein (Reinpfalz)

gehalten in der vierten öffentlichen Sitzung der 28. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands am 8. September.

Ein interessantes Unternehmen beschäftigt schon Jahre lang die großen modernen Parteien, ich meine die Theilung der Zukunft. Jede will diese so getheilt wissen, daß ihr die Zukunft so möglich ganz, wenn nicht, doch der Löwenanteil davon zufalle. Dieses Theilungsgeheiß hat aber bislang schlechten Fortgang gehabt; bis jetzt hat man sich noch nicht einmal über eine kompetente Theilungscommission einigen können. Daher schreiben dann alle diese Parteien, wie streitlustige Erben um eines Todten Hinterlassenschaft, unversöhnlich durcheinander: uns gehört die Zukunft! Am lautesten schrien es bisher die sogenannten Nationalisten: uns gehört die Zukunft! Jetzt sind diese aus verschiedenen Gründen ziemlich schwach geworden; um so lauter schrien dafür die Sozialdemokraten: uns gehört die Zukunft. — In Rußland rufen es die Sozialisten, in Belgien die Radikalen, in Frankreich die Communarden, in der ganzen Welt die Freimaurer: uns gehört die Zukunft! — In Deutschland haben auch die Hebräergelehrten der sogenannten Republikaner vom rothen Jahre 48 sich wieder zu regen — und zu werben begonnen, unter der etwas geheimnißvoll klingenden Parole des alten Greisers Eberhard von Württemberg: „der Fink hat wieder Samen.“ Auch sie rufen: „uns gehört die Zukunft!“

Bei dieser Theilung soll aber gerade wieder die größte Partei, wie ich incorrect sagen will, absichtlich übergangen werden, die Katholiken; denn diese möchte man gern, wie überall, so auch

hinsichtlich der Zukunft „tot theilen“, d. h. ihnen gar nichts geben. Glücklicherweise brauchen wir uns aber das noch nicht so ohne Weiteres gefallen zu lassen. Wir Katholiken hatten Theil an der Vergangenheit, wir haben Theil an der Gegenwart, wir wollen auch Theil haben an der Zukunft. Was der hochverehrte Herr Bischofsmünsterer Dr. Mousfang von Mainz auf der Katholikenversammlung zu Innsbruck den Katholiken Österreichs gesagt, das gilt uns Allen: Wir Katholiken sind unverwundlich, wir sind nicht umzubringen. Darum nehme ich mir die Freiheit, auch unsere Rechte auf die Zukunft geltend zu machen und in den Theilungsstreit der modernen Parteien hineinzurufen: uns Katholiken gehört die Zukunft!

Nun hatte aber jener alte französische „Bruder in Beelschub“ schon Recht, wenn er den bekannten Ausspruch that: „Wenn die Jugend gehört, dem gehört die Zukunft.“ Die Jugend bekommt man aber am sichersten durch die Schule. Darum denn auch der tolle Witz der Parteien, sich der Schule und durch die Schule der Jugend zu bemächtigen. In diesem Streite um die Schule aber dürfen wir Katholiken nicht neutral bleiben; sonst wäre es unsere eigene Schuld, wenn wir bei der Theilung der Zukunft zu kurz kämen. Darum wurde mir der Auftrag, Sie an die Schule und ihre Wichtigkeit für die Zukunft zu erinnern. Wir wollen aber nicht vergessen, daß wir in Bonn tagen, und daß es in Bonn so ziemlich alle Schulen, die unterste und die oberste, die Volksschule und Hochschule gibt. Gestatten Sie mir also, zunächst von diesen beiden Schulen etwas zu Ihnen zu reden.

Vor allen Dingen Antwort auf die Frage: was ist die Volksschule? — Nicht das Schulhaus, nicht das Schulgut, nicht der Schulplan, nicht das Schulgeheiß, nicht einmal der Schullehrer, — das Alles gehört dazu — sondern vor allen Dingen die Schulkinder. Bei der Hochschule ist es umgekehrt: da ist es die Hauptache — der Herr Professor und die Wissenschaft in seinem Collegienheft.

Was ist denn aber von ihm und von ihr heutzutage Interessantes zu sagen? Vor einiger Zeit las ich die sehr hübsche Abhandlung eines Holländers über den sogenannten „deutschen Professor“, und ich muß gestehen, er redet hier und da etwas sehr drollig. Eines solchen Fehlers will ich mich aber vor Ihnen nicht schuldig machen; wir haben ja gewiß noch manchen guten deutschen Professor, und auch in unserer Versammlung wird wohl mancher gute Professor zugegen sein. Daher erlaube ich: ich habe großen Respekt vor jedem ordentlichen und noch größeren Respekt vor jedem außerordentlichen Professor.

Wer merkt denn ein ordentlicher Professor? Jean Paul sagt einmal, er erwarte von allen rechtlichen Leuten, daß sie mit Rücksicht auf den Werth eines Professors zuerst fragen: „Ist der Mann gut?“ d. h. hat er Credit? — Antwort: ja wohl, wenn

er Oredo hat. Wie steht es denn aber mit dem Oredo unserer Universitätsprofessoren? Man kann hinsichtlich dessen verschiedene Klassen und Rangstufen unterscheiden. Nicht gar zu schlimm im Oredo ist die erste Klasse. Als der gelehrte protestantische Geschichtsforscher Bodmer von Frankfurt die Hochschule zu Heidelberg besuchte, docirte dort ein Professor (Namen Daub), dessen ganze Hochschulkarriere darin bestand, daß er Jahr aus Jahr ein am Evangelium herumtschneiderte, anstufte, ausbesserte, da Stühle abtrennte und dort ansetzte. Das wurde aber dem positivistischen Studenten am Ende denn doch zu arg. Daher sagte er: „Es ist doch schade, daß Christus nicht erst jetzt auf die Welt gekommen ist, denn von diesem Professor könnte er noch gar Vieles lernen!“ Dieser Mann hat nun aber auch heute noch zahlreiche Kollegen an den Hochschulen, die erbtig sind, sogar unsern Herrgott Vorlesungen und Belehrungen zu erteilen, wie Er's hätte machen sollen und was Er sich in seiner Vorlesung noch täglich für große Fehler zu Schulden kommen lasse. Daher ist denn auch ihr Credit ganz entsprechend ihrem Oredo. Beides ist etwas schäbhaft geworden und hat nöthig ausgebessert zu werden.

Schon viel schlimmer ist die zweite Klasse. Bekanntlich hat einer unserer renommiertesten Dichter in einem schönen Doppelheft, schon gesagt, die meisten lästigen Dinge könne er mit ruhigem Muth ertragen, nur vier seien ihm wie Gift und Schlangen zuwider: Tabakrauch, Bangen, Knoblauch und — das Kreuz. Nun gibt's heutzutage eine Klasse Universitätsprofessoren, die mit ruhigem Muth auch noch das erste und zweite und dritte der vier unerträglichsten Dinge ertragen, aber das vierte, das Kreuz — das Kreuz, meine Herren, ist ihnen ein unaussprechliches Vergnügen. Im Jahre 1858, als ich auf die Universität zog, kam ich durch einen Ort, der Rattenberg heißt; da waren des Nachts vorher von den Gräbern des Kirchhofs mehrere eiserne Kreuze gestohlen worden. Dessen schämte sich aber ein rechtschaffener Tiroler, der von der Unthat hörte; darum drückte er seine Entrüstung in den Worten aus: „Vor diesen Rattenbergern ist unser Herrgott am Kreuz nicht mehr sicher!“ Diese Rattenberger sind aber noch wahrhaft fromm zu nennen im Vergleich zu manchen Professoren, die heutzutage vor jungen Studenten an unseren Universitäten Schule halten. Denn diese wagen sich bis in den Himmel hinauf und sprechen kraft ihrer modernen Schulweisheit unsern Herrgott sein Dasein, unsern Heiland seine Gottheit und unsern Kirche ihre göttliche Stiftung ab. Darum hat man schon Ursache, aber diese Klasse von Professoren in Entrüstung zu gerathen und zu sagen: „Vor diesen Professoren ist unser Herrgott im Himmel nicht mehr sicher!“

Ein recht wunderliches Credo bekennen die dritte Klasse von Professoren. Es ist noch nicht allzulange her, so wußte die Katholikwissenschaft mit dem Menschen nicht hoch genug hinaufzukommen: sie deklarirte ihn kurzweg zum Gott. Alsbald aber zeigten

Durch Nacht zum Licht.

Original-Novelle von Wilhelm von Linn.

17) (Fortsetzung.)
„Ruhig mein lieber Freund“, sprach bewegt der Förster. „Es läßt sich nicht verkennen, daß das Zusammentreffen von Zeit und Ort, und die Ähnlichkeit der Personen starke Gründe für Ihre Vermuthungen sind. Möchte ich jedoch auf diese allein mich stützen, so würde ich Ihnen keine Mittheilungen gemacht haben. Erst seit kurzer Zeit besitze ich vollständige Beweise, daß mein gutes Kind die Tochter der unglücklichen Gräfin ist.“

Als Sie uns Ihre Schicksale mitgetheilt hatten, erhielt auch unsere Martha hiervon Kenntniß. Die treue Seele ist beinahe zwanzig Jahre in unserem Dienst. Wie Sie gesehen, gilt sie uns mehr denn Dienerin, sie zählt wegen ihrer langjährigen Treue und Anhänglichkeit zur Familie. Seit dieser Zeit fanden wir nun oft die gute Martha traurig und betrübt. Da das ganze Haus mit der innigsten Theilnahme an der Guten hing, so drang meine Frau in sie, uns den Grund ihres Kummer mitzutheilen. Hören Sie!

Martha stammt aus der Nähe des Obischofs, worin die edle Gräfin Chateaulaine ihre letzte Zuflucht fand. Sie half auf dem Fronhofe bei dringender Arbeit aus. Die mitleidige Bäuerin bestimmte sie, die fränke junge Frau und das Kind zu pflegen. Da sie der französischen Sprache gänzlich unkundig war, so blieben ihr die Unterredungen der Fremden unverständlich, doch hatte sie öfter das Wort „Nichtenfels“ gehört. Die andere Fremde verließ am folgenden Morgen den Hof, wie es schien mit einem Auftrage der Kranken, da diese mit der größten Anstrengung einige Zeilen geschrieben hatte, welche sie ersterer vor der Abreise übergab. Durch Zeichen und Geberden hatte Martha aber erkannt, daß die Fremde weit her seien und verfolgt würden. Mehrere Tage waren verfloßen, ohne daß die Abgereiste zurückkehrte. Die Kräfte der Kranken waren erschöpft und sie starb. Da erschienen Sie, mein lieber Capitain, auf dem Hofe. Die Bäuerin, welche zwar gerne der Kranken Obdach gewährt hatte, besaß aber nicht Menschenfreundlichkeit genug, sich des Kindes anzunehmen. Sie ging gerne auf den Vorschlag Marthas ein, das Kind, um es der Verfolgung zu entziehen, vorläufig bei einer Waise der letzteren unterzubringen. Auf diesem Wege traf Martha unsern Waisen, legte kurz entschlossen das Kind hinein, verbarg sich im Gebüsch und folgte uns von ferne. Als sie nun andern Tages im Dorfe hörte, daß wir die Waise mit uns nehmen wollten, wußte sie geschickt nach unserem Namen und Ziel der Reise sich zu erkundigen und kehrte zurück.

Da die Fremde nicht wiederkehrte, so war das Ereigniß auf dem Hofe und in dem Dorfe bald vergessen. Aber nicht bei

Martha. Zur Gewissen machte ihr Barmhertzigkeit, und eine gewisse Sehnsucht nach dem Kinde ließen sie keine Ruhe finden. Sie vertraute ihrem Pater die Sorgen an, welche ihr Herz beunruhigten, und bat diesen, ihr behülflich zu sein, einen Dienst bei uns zu erhalten. Ertelnd, hatte sie nichts, was sie an die Heimath fesselte.

Die Pflege der beiden Kinder wurde meiner guten Frau etwas schwer, und mit Vergnügen nahmen wir daher eines Tages ein wackeres Mädchen in unseren Dienst, welches durch ein Schreiben ihres Paters auf's wärmste empfohlen wurde. So kam Martha in unser Haus.

Weil ich Ihre Erregung bei meiner Mittheilung befürchtete, habe ich die beiden Frauen mit einigen Aufträgen für Ihre Abreise zur Stadt geschickt. Die Mutter ist von allem unterrichtet. Ich hoffe, es nur als Bitte auszusprechen zu dürfen, daß kein Blick und keine Aeußerung gegen unsere Tochter irgend etwas von unserer Unterredung verräth. Noch ist sie meine Tochter, ich will den Frieden meines guten Kindes nicht gefährden.

Welch großen Schmerz es mir auch bereiten wird, wenn ich mein gutes Kind verlieren sollte, so bin ich aber mit Freuden bereit, der Götter von Chateaulaine zu ihrem Rechte zu verhelfen, wenn es Ihnen gelingen sollte, dieses zur Weltung zu bringen. Gottes Vorlesung, die sich uns so auffallend gezeigt hat, wird auch ferner Alles zum Besten führen.“

Schweigend und tief gerührt reichte der Krieger dem Förster die Hand.

Nie war dem Corporal auf seinen Kriegsfahrten der Abschied so schwer geworden. Keines der lustigen Liedchen kam über seine Lippen, als er das Pferd anspannte und den Wagen, zur Abfahrt bereit, vordrängte. Ernst bewegt umstand die Familie den Capitain. Noch ein Händedruck, ein kurzes Danteswort, und der Capitain wandte sich zum Wagen. Schon hatte er den Fuß auf den Trittbrettel gestellt, als er sich noch einmal umwandte, die Hand der weinenden Lina eifrigstvoll an seine Lippen drückte und sich dann in den Wagen warf.

Ein Schlag der Peitsche und fort flog das leichte Gefähr. An der Waldesede bildete der Scheidende noch einmal auf das freundliche Forsthaus zurück. Ein Gruß mit der Hand, — die wehenden Lächer der Frauen — und fort ging es der Heimath zu.

XIII. Kapitel.

Eiquidend drangen die belebenden Strahlen der Frühlings- sonne durch die hohen Bogenfenster in das Gemach. Wärgige Blumenbüsche erfüllten den weiten Raum. Saftiges Grün, durchweicht mit knospenden Blumen, umrahmten das Geländer der Terrasse, vor welcher ein Panorama von blühenden Obstbäumen und herrlichen, im frischen Grün prangenden Wäldern sich ausbreitete.

An einem mit Briefen und Schriften bedeckten Schreibtisch saß der Marquis de St. George, eine Ehrfurcht gebietende hohe Gestalt, die nur das Alter gebeugt hatte. Er versiegelte den eben beendigten Brief und übergab denselben dem harrenden Knechte, als sein alter Kammerdiener eintrat und ihm auf einer Platte von Vermaille ein Schreiben überreichte. Der Diener zog sich ehrerbietig bis zum Eingange zurück, indeß der Marquis den Brief von allen Seiten besah.

„Von wem überbracht, Francis?“
„Es sind zwei Reiter abgestiegen. Ein Cavalieroffizier und sein Diener.“

„Ein Offizier des Corcoran, oder trägt er die weiße Cocarde? Doch gleichviel, führe den Herrn in's Entree, und erwarte meine Befehle.“

Der Edelmann öffnete das Schreiben, überflog dasselbe und sprach halblaut für sich:

„Capitain Laroche — Ihre dem Herrn Marquis — Aufmerksamkeit machen zu dürfen — Wichtige Mittheilungen — nun, wollen sehen.“

Er drückte den Knopf einer silbernen Glocke.

„Berichte dem Herrn, daß ich seinen Besuch erwarte“, sprach er zu dem eintretenden Diener.

Als der Capitain das Zimmer betrat, suchte er einen Augenblick, trat dann einige Schritte auf den Edelmann zu und machte, während Zeichenblasse sein Gesicht überzog, eine tiefe Verbeugung. Der Edelmann, welcher sich beim Eintritt des Fremden erhoben hatte und sich auf die Armlehne seines Sessels stützte, schenkte die Anrede des Eingetretenen zu erwarten. Da dieser einige Sekunden in unbeweglicher Stellung verharrte, sprach er: „Sie haben, Herr Capitain, mich um eine Unterredung bitten lassen. Dürfte ich um die Mittheilung der Angelegenheit ersuchen, welche mir die Ihre Ihres Besuches verschafft?“

Mit einer leichten Handbewegung auf einen ihm gegenüberstehenden Sessel zeigend, ließ er sich wieder nieder.

Der Capitain schenkte seine Fassung wiedererlangt zu haben. Ohne von der Einladung Gebrauch zu machen, sprach er: „Ich komme als ein Bittender, im Auftrage eines Mannes, der Ihnen hochbedeuten Herr, zu ewigem Danke verpflichtet ist. Wenn ich Ihnen den Namen Marceau?“

„Der Steuermann Martin Marceau aus Laroche? bitte mein Herr was haben Sie mir von ihm zu berichten?“

„Verzeihung, gnädiger Herr! Der, von welchem ich zu Ihnen reden wollte, ist nicht der Steuermann Marceau. Doch gestatten Sie mir gütigst eine Frage. Lebt er — der Herr Marceau noch?“

„Gewiß lebt er noch“, rief der Marquis lebhaft. „Ich darf sogar darauf rechnen, daß er mich morgen mit seinem Besuche erfreuen wird.“

Ach an diesem „Gott“ Eigenschaften, die nichts weniger als anbetungswürdig sind: die Herren haben es ihren eigenen Launen und Liebhabereien an, daß sie sich für einen Gott nicht recht schämen und ihm nicht schenken. Darum sind sie, aus Mangel an Anbetern, selbst an ihrer Gottheit irre geworden, haben am Ende selbst nicht mehr recht daran geglaubt und sind plötzlich durch einen kolossalen wirtschaftlichen Purzelbaum in's gerade Gegenteil umgeschlagen; in Folge dessen weiß jetzt diese Wissenschaft mit dem Menschen nicht tief genug hinunterzukommen.

Diderot, auch ein alter bekannter Bruder „in Veilseub“, hat steif und fest behauptet, zwischen ihm und seinem Hunde gebe es keinen andern Unterschied als den — Fels. Dieser Unterschied ist aber, offen gestanden, ganz unwesentlich. Daher ist denn auch nicht mehr als billig, daß Diderot und seine Sinnesgenossen — ich bitte um Nachsicht für den überdehnten Ausdruck — zusammen in den Hundehimmel kommen. Nun gibt es aber heutzutage ein ganzes Heer vor Professoren, die es mit Darwin für wissenschaftlich ausgemacht halten — wir Katholiken sind glücklicherweise noch nicht so weit! — daß die Menschen ihren Stammbaum in's Thierreich hinein — auf die Affen, Fische und Regenwürmer zurück zu datiren haben.

Ein junger Mann also, der heutzutage auf die Universität zieht, kann leicht in die Lage kommen, zwischen die Vergötterungs- und Verhöhnungswissenschaft mitten hinein zu geraten, und das ist eine fatale Lage. Lassen Sie mich Ihnen das an einem interessanten Beispiel illustriren. Bekanntlich spielt in der Geschichte der Philosophie auch ein Esel eine Rolle; er steht da mitten unter den Philosophen unter dem Namen „Buridan's Esel“. Wie kam denn aber dieser Esel unter die Gelehrten? Ein französischer Philosoph des 14. Jahrhunderts, Namens Buridan, speculirte lange Zeit hin und her, was wohl ein Esel thun würde, der hungrig in gleichem Abstände zwischen zwei gleich großen Heubündeln stände. Da meinte nun Buridan, der Esel käme, weil von jedem Heubündel gleich stark angezogen, zu keinem von beiden. Daher kam dieser Philosoph auch zu dem ganz logischen Schluß, der Esel würde zwischen den zwei Heubündeln nothwendig verhungern! Noch schlimmer darau muß aber ein Student sein, der sich gezwungen sehe, einen Professor zu hören, welcher ihm haarscharf beweise, daß er nach Spinoza und Hegel ein Gott sei, und was ja leicht möglich ist, eine Stunde darauf einen andern zu hören, der ihm ebenso scharf beweise, daß er nach Darwin und Huxley ein Thier, ein potenziertes Gorilla sei. Einen vernünftigen Menschen kann ja keines von beiden anziehen, aber beide müssen ihn gleichzeitig abschrecken. Einem solchen Studenten bliebe also nichts anders übrig, als zwischen dem Vergötterungsprofessor und dem Verhöhnungsprofessor, wenn nicht an sich, so doch an der Wissenschaft zu verzweifeln! Angesichts solcher Professoren ist es doch aber ein großer Trost für katholische Studenten, daß ihnen die katholische Kirche unfehlbar sagt: ihr seid weder das Eine noch das Andere, sondern ihr seid Ebenbilder Gottes, und könnt mit dieser Würde zufrieden sein! Daher haben wir Katholiken auch weiter nicht nöthig, wenn gewisse Professoren durchaus ihre Ahnen im zoologischen Garten suchen wollen, uns in diese „Familiengruppen“ weiter einzumischen.

Die schlimmste Klasse ist aber sicherlich die vierte. Der englische Dichter Lord Byron sagt einmal, es gebe Männer, vorab unter den Gelehrten, mit so widerwärtiger Gesinnung, daß sie an eine im Mineralreich manchmal vorkommende Erscheinung erin-

nen, nämlich an eine harte, feste Steinmasse, die nur mit Gewalt theilbar ist, und in deren Mitte man, wenn der Stein getheilt ist, auch noch eine lebendige jörnige Erde findet, die verflucht ist, giftig zu sein. Männer von solcher Gesinnung, vorab den Professoren der Hochschulen. Sie brauchen sich nur den „Duo“ anzusehen, — ich weiß nicht, wie er auf deutsch heißt, ich glaube „Deutsche Vereins-Correspondenz“ oder Koniker wenn ich recht übersehe; — da werden sie unwillkürlich an jene harten Steine mit der jörnigen giftigen Erde im Innern erinnert werden. In jedem Streite, sagt einmal Herr Dr. G. G. G., gibt es in der Wahl der Waffen, in ihrer Führung und im Verhalten der Streitenden gewisse Regeln der Ehre und des Anstandes, Aeußerungen einer edlen ritterlichen Gesinnung, die jeder, der nicht zum Trost gehören will, zu hüten weiß. Ist denn aber in dem „Duo“, wenn er gegen uns Katholiken wüthet, auch nur die Spur von einer ritterlichen Gesinnung, von Anstand und Ehre? man wird dabei unwillkürlich an die Elephanten der Seriramis erinnert; diese waren bekanntlich ausgestopft, wo das Herz sein sollte, da stachen Lumpen.

Gerwald Tordendorfer berichtet im Jahre 1785 (in einem Briefe an einen Freund in Sachsen) über den damaligen Stand der Dummheit in der Kaiserstadt Wien und sagt, es sei immer viel Dummheit in Wien gewesen, aber kurz vor der Volksaufklärung durch damalige Universitäts-Professoren sei sie am kleinsten gewesen. Nun sei aber diese schrankenlos nach Wien gekommen und habe so übel gewirkt, daß die guten Wiener auf einmal recidiv wurden, d. h. in größere Dummheit zurückfielen. Daher sei ein Mathematiker, der die Wiener Dummheit nach dem Gewicht berechnet, zu folgendem Resultat gekommen: Die Wiener Originaldummheit hätte anfänglich nicht mehr als 36 Centner betragen (was nicht viel sagen will für eine Stadt wie Wien); durch Einwanderung geistreicher Leute seien 8 Centner Mutterwitz, durch eigenes fleißiges Studiren 4 Centner echte Bildung nach Wien gekommen. Diese 12 Centner Wiener noch 24 Centner reine Dummheit. In Folge der losgebundenen Zeitungsliberei aber sei auf einmal die Wiener Dummheit auf die colossale Höhe von 247 Centner gestiegen. Demnach hatte sich um das Jahr 1785 die Wiener Dummheit um 235 Centner vermehrt. Und wer war damals Linder dieser heillosen Volksaufklärung gestanden? Professoren der Hochschule von Wien!

Nun schauen Sie sich aber einmal in den Büchern und Zeitschriften um, in welchen uns heutzutage die Universitätsprofessoren die Bildung an gros liefern, und da werden Sie dann finden, daß in den meisten davon, mit wenigen Ausnahmen, die Dummheit noch der ungeschuldigste Artikel und der kleinste Landtschaden ist, den sie ein- und ausführen; aber was nicht mehr ungeschuldig ist, das ist die Unmasse von böswilligen Lügen, von erdichteten ultramontanen Ständeln, von alten und neuen Pappfabeln, von Zeitungsängsten und sonstigen Bauwau's, welche gewisse Professoren gegen uns Katholiken unter der Aufschrift von Bildung einführen, um uns und unsere Kirche zu verleumben. Wahrlich, wollte ein Mathematiker diese jährliche Einfuhr nach dem Gewichte berechnen, so bekäme der eine ganz andere Arbeit und ganz andere Zahlen, als jener bekam, der die Ab- und Zufuhr der Wiener Dummheit berechnet. Was mögen also erst unsere jungen Studenten auf den Heimweg und in's Leben mitnehmen, die gerüstigt sind, bei solchen Professoren sich ihren Bedarf an Wissenschaft, Wahrheit und Recht zu holen?

Gadlich gibt es noch eine fünfte Klasse von Professoren, aber glücklicher Weise noch wenig im deutschen Vaterland. Sie werden zugeben müssen, meine Herren, daß bei den vielen frevelhaften Auftritten, die in den letzten Jahren in Belgien, Frankreich und vorab in Italien gegen Gott, Christus und die Kirche stattgefunden, keine natürliche menschliche sondern eine wahrhaft infernale Bosheit zu Tage trat, eine Verworfenheit in der Gesinnung, wie sie nur der Hölle eigen sein kann. Woher denn aber diese nicht mehr menschliche, sondern dämonische Rudlosigkeit? Ach, sie kommt sicher aus der Hölle, aber durch das Medium von Universitätsprofessoren. Ich bin so glücklich oder vielmehr so unglücklich, Ihnen ein Stück aus der Vorlesung eines renomirten französischen Professors mittheilen zu können, der meine Behauptung bestätigt: „Unter allen Wesen, die einst verflucht waren, ist ohne Zweifel der Satan dasjenige, das im Fortschritt des Lichtes und der allgemeinen Bildung in neuester Zeit am meisten gewonnen hat. Die Toleranz unseres Jahrhunderts hat ihn von dem Fluche erlöst, welchen das Mittelalter über ihn verhängt hatte! — (nebenbei möchte ich wissen, was das Mittelalter nicht verbrochen hätte!); ja unter unparteiisches Urtheil hat sich ihm mit Erfolg dieses großen Verklumdeten angenommen!“ Ein Professor an der Universität Bologna hat vor einiger Zeit gar ein Loblied auf den Satan verfaßt und es den jungen Italienern zum Singen anempfohlen. Ja, Prouton hat sogar folgendes Gebet verfaßt: „Komm, o verleumdeter Satan, und laß dich umarmen und an mein Herz drücken. Es ist schon lange her, daß ich dich kenne und daß du mich lenkst. Ich habe nichts als meine Feder; aber ich weibe sie Dir und gelobe, sie nicht niederzulegen, als bis für die Menschheit die Tage wiederkehren, die der Dichter bejungen: „Gott der Freiheit, gib mir die Tage meiner Kindheit wieder!“ Ich denke, diese Universitätsprofessoren werden am besten Satansphilologen heißen.

Ist es denn aber Angesichts solcher Zustände an den Hochschulen zu verwundern, daß so manches junge hoffnungsvolle Blut, an Leib und Seele frisch und gesund, von Vater und Mutter fort auf die Universität zieht, und an Leib und Seele verdorben, unglücklich, unfähig, unglücklich von der Hochschule heimkommt? Daher müssen wir unsere katholischen Studenten gratuliren, daß sie sich in ihren katholischen Vereinen gegen diese Gefahren des Unglaubens und der wissenschaftlichen Verflumpung einen Schutzwall geschaffen.

Obiges berichtet eine drollige Volkslegende vom Teufel, der selbst ein Tages auf den Gedanken verfallen, sich zu heirathen und habe sich dann auch flint auf die Brautfahrt begeben. Die Partie aber, womit er sein Glück zu machen gedachte, war Niemand anders als die Gottlosigkeit. Daher hat er diese denn auch heimgeführt und der Ehe entsprossen sieben Töchter, die 7 Hauptünden. Nun lag ihm aber viel daran, in die Verwandtschaft mit den Menschen zu kommen; darum kam er mit seiner Ehehälfte überein, alle sieben Töchter den Menschen zur Ehe zu geben. Das that er denn auch mit dem besten Erfolg: seine

älteste Tochter, die Hottentot, gab er den Gelehrten und Professoren. Etwas Wahrheit scheint nun in der That an dieser Legende zu sein. Hat ja doch, (um keinen lebenden Gelehrten zu nennen), einer der ersten und größten Gelehrten und Professoren, der Philosoph Hegel, wie sein Biograph Dr. Vint berichtet, am Ende seiner Lehrthätigkeit den Ausspruch gethan: „Nur Einer hat mich verstanden!“, und färschend, er habe damit schon zu viel gesagt, fügte er bei: „Und auch dieser hat mich mißverstanden!“ Das riecht nun gewiß nicht nach Demuth, wohl aber liefert es den Beweis, daß ein Universitäts-Professor fähig ist, aus lauter Hottentot sein Leben lang zu dociren — pro nihilo! Daher ist es schmerzhaft für uns, daß wir heute eine ernste wichtige Frage, die Gründung einer freien katholischen Universität, nicht erfolgreich behandeln können. (Fortf. folgt.)

Deutschland.

Berlin, 11. Sept. Die Nordd. Allg. Ztg. bringt einen bemerkenswerthen Artikel über die Entschädigungsfrage bei Einführung des Tabakmonopols. Sie schreibt: „Die Ziffer von 700 Millionen Mark als Betrag der Entschädigungskosten bei dem Monopol rührt aus einem dem Monopol höchst feindseligen Berichte der Enquetecommission der. Nach anderen wohlbezüglichen Berechnungen bleibt die Entschädigungsab- lung weit unter der Hälfte der obigen Annahme zurück, weil ein großer Theil der Ansprüche auf Entschädigung vom rechtlichen Standpunkte durchaus nicht so begründet erscheint. Zunächst ist bei der Einführung des Monopols der Ankauf von Rohabak und Fabrikaten, die sich in den Lagern der Fabrikanten und Kaufleute vorfinden, als unerlässlich zu bezeichnen. Hierfür werden 80 Millionen erforderlich sein. Zu diesen kommen noch für Ankauf und Auflegung von Fabrikaten 20 Millionen. Diese 100 Millionen würden für Zinsen und Amortisation eine Jahresausgabe von 5 Millionen, den Ankauf der in den Fabriken vorhandenen Wert- zeuge und Utensilien 3—4 Millionen erfordern. Es wird die Frage zu erwägen sein, ob den Fabrikanten überhaupt Entschädigung wegen Aufhebung ihres Gewerbebetriebes gewährt werden soll. Frankreich gewährt diese Entschädigung nicht. In Oesterreich hielt diese Entschädigung sich in sehr geringen Grenzen. Wichtiger aber erscheint die festzuhaltende prinzipielle Auffassung, daß in keinem Staate ein Recht von Privatpersonen auf Erhaltung der jeweiligen öffentlichen rechtlichen Ordnung des Gewerbetreibens anerkannt werden darf. Die Gewerbefreiheit ist nur ein öffentliches rechtliches Prinzip, welches niemals eine Quelle der privatrechtlichen Ansprüche auf Gewerbebetrieb oder dessen Fort- führung bei veränderten öffentlichen rechtlichen Normen werden kann. Es kann überhaupt nie von einer privatrechtlichen Entschädigungsansprüche des Reiches dem Tabakfabrikanten gegenüber die Rede sein, sondern nur von Entschädigung aus Billigkeitsgründen, welche deshalb auf ein bescheidenes Maß zu beschränken wäre. Die Gesamtausgabe für Uebernahme der Utensilien und für Unternehmer-Entschädigung, ausschließlich der für Tabakvorräthe, wird 9 Millionen betragen. Hiermit würden überhaupt 109 Millionen Mark als Kosten für Einführung des Tabakmonopols notwendig werden, also eine Jahresausgabe von 6 Millionen an Verzinsung.“

Die „Germ.“ sagte dieser Tage in einem Leitartikel: „Die Maßregeln enthalten Bestimmungen, welche dem Glauben und den Lebensbedingungen der katholischen Kirche absolut wider- streiten. In vielen Beziehungen ist das auch von Pro- testanten (Geffen, Kreuzigt, u. s. m.) anerkannt. Hier nachzugeben, hat auch der Papst nicht die Macht, diese Rechte nicht noch keinem Staate der Welt gewährt worden. Ob Friede wird, hängt also davon ab, ob man staatskirchlich auch in con- creten Fragen die nötigen Concessionen macht.“

Kreuzigt. und Reichsbote drucken diese Stelle ab, lassen aber die gesperrten Worte dabei einfach fort, und zwar, ohne das irgendwie bemerkbar zu machen. Diese Blätter mögen also jetzt nicht einmal daran erinnert werden, daß auch sie und andere Protestanten das „Nem als!“ der katholischen Kirche gegenüber vielen Bestimmungen der Maßregeln früher ausdrücklich für berechtigt erklärt haben!

Der Reichsanzeiger schreibt: „Die in neuerer Zeit, na- mentlich im Auslande vorgekommenen Eisenbahn-Unfälle und Betriebsstörungen legen die Frage nahe, ob dieselben nicht wirksamer entgegengewirkt werden kann, und wie sind in der Lage, mittheilen zu können, daß gegenwärtig diese Frage in tech- nischen Kreisen lebhaft besprochen, durch Versuche geprüft und hoffentlich baldigt zur Entscheidung oder doch zu einem weichen- den Fortschritt geführt werden wird. Es ist durch Einführung sogenannter kontinuierlicher Bremsen ein wirksames Mittel gegeben, den Zug durch einen Handgriff des Lokomotivführers in kürzester Zeit zum Stillstand zu bringen, ohne von der Mitwirkung einer Anzahl von Bremsen inbetracht abhängig zu sein. Im Anfang dieser Woche haben nun auf Anordnung des Ministers der öffent- lichen Arbeiten durch die tgl. Eisenbahn-Direktion Berlin auf der Strecke zwischen Hundenfelde-Dreilinden umfangreiche Vorversuche stattgefunden, bei welchen die Leistungen der verschiedenen Brems- systeme festgestellt wurden und zwar mit den Systemen von Westinghouse, Carpenter und Steel, deren Wirkung durch kom- primirte Luft von der Lokomotive erfolgt, den Systemen von Sanders resp. Hardy, deren Wirkung durch Luftverdünnung, und von Ger- berlein, deren Wirkung durch Reibung erfolgt. Unter Verück- sichtigung der Ergebnisse dieser Versuche, denen außer mehreren In- genieuren der Staatsbahnen Vertreter des Reichs-Eisenbahn-Amtes und des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, sowie auch Ab- geordnete der Schweiz, Italiens und Frankreichs beizuwohnen, sollen Ende dieses Monats beginnend auf der Strecke zwischen Berlin und Breslau die zur Untersuchung gelangenden Brems-Systeme im regelmäßigen Betriebe während einer Dauer von 3 Monaten verbleiben und hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit, der Leichtigkeit der Handhabung, sowie der Höhe der Unterhaltungskosten verglichen werden. Nach Maßgabe dieser Erfahrungen wird es hoffentlich möglich werden, die so wichtige Frage der kontinuierlichen Bremsen zu lösen und so unter Anwendung übereinstimmender Konstruktio- nen die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes beträchtlich zu erhöhen.“

Die „Germ.“ schreibt: „Vor einigen Tagen schrieben wir, daß man im Vatikan endlich die Abreise des h. Vaters aus Rom in Erwägung ziehe. Der wohlunterrichtete „Monde“ weist seinerseits ebenfalls die Frage auf: „Wird der h. Vater Rom ver- lassen?“ und antwortet: „Die Abreise ist nicht mehr ein vages

Projekt, und ihre der Greig Italien f

Bemerkung, daß die i und Alex seit der i in den A nes. W einer W Europa gethan u zu haben.

Die d Nordd. Z laßung d zu folgen Bon nichts bel Mandanten gen zu di in den eu wie erschi lich für d

— C rat's h

Sie u beim näd

regierung gen einen

diskretion an's Aus

Abes, Kai an auslän

für Impo von über

nöthig, da seinen B

seine Aus schen Heri

Zinsgaran Hebung d

der öffent fondern a

torischer L auf den S

„Wenn d und der d

vorhanden nen, so ist

weisbar.“ sten Reichs

gemeineru

Cass

wäre Ca p zum län

Pari

Kammer 4

beraus, w

und 86 J

Sige auf

neue Wab

nicht, wie

haupt; d

lancen 39

nischen J

nur 48 J

parlement

es in der

welche, w

Stimmen

ausgefallen

denbelben.

63 gewis

Zuwachs

igen Kam

kennen w

betta jo w

im ersten

genten er

teft gesam

ten und d

ganz ohne

in so ganz

dem die G

Wahlen d

mit 1 bis

folgt waren

Gambetta's

schweize u

Diesma

7181443

tungen, ob

fielen 512

und Jerom

Gäste der

Im Ja

von den al

Republikan

ler fehlten

sch daher

vermeht.

Paris

Depesche m

Artillerie g

vermehrt so

worben fin

und Professoren.
seiner Legende zu
ten zu nennen),
fessoren, der Phi-
sichtet, am Ende
r Siner hat mich
on zu viel gesagt,
erstanden!" Das
ert es den Beweis,
uter Hoffart sein
es schmerzlich für
Gründung einer
behandeln können.
(Fortf. folgt.)

bringt einen
igungsfrage
Sie schreibt:
ag der Entschä-
dem Monopol
ber. Nach an-
schäftigungsab-
zurück, weil ein
vom rechtlichen
nt. Zunächst ist
in Rothlauf und
n und Kaufleute
werden 80 Mil-
für Anlauf und
100 Millionen
resausgabe von
handenen Wert-
Es wird die
erhaupt Entschä-
gemäht werden
cht. In Disfer-
rungen Grenzen.
elle Auffassung,
ren auf erhal-
des Gewerks-
heit ist nur ein
eine Quelle der
er dessen Fort-
Normen werden
trechlichen Ent-
n gegenüber der
Nigeltgründen,
schänken wäre.
sitten und für
Lebavorräte, be-
aupt 109 Mil-
Tabakmonopol
6 Millionen

titel:
dem Glanben
absolut wider-
ch von Pro-
anerkannt.
cht, diese Rechte
apt. Die Friebe
s auch in con-

elle ab, lassen
nd zwar, ohne
er mögen also
sie und andere
ge gegenüber
rücklich für
erer Zeit, na-
h-Unfälle
er können nicht
ind in der
frage in tech-
gegründet und
meiweislichen
führung so ge-
mittel gegeben,
s in kürzester
wirkung einer
Im Anlange
der öffent-
erlin auf der
Vorversuche
denen Brems-
systemen von
dort kompi-
on Sanders
und von He-
Verständ-
mehreren In-
enbahn-Amt
wie auch Ab-
ohneten, sollen
ischen Berlin
rem-Systeme
3 Monaten
ichtigkeit der
en verglichen
des hoffentlich
schen Bremien
Konstruktio-
zu erhöhen."
en wir, daß
ter aus
Donne! wirt
er Rom ver-
er ein vages

Projekt, sie ist vielmehr schon im Prinzip beschlossen und ihre Verwirklichung wird nur noch von dem weiteren Verlauf der Ereignisse abhängen. — Dahin hat es also das revolutionäre Italien schon gebracht."

Die Nordd. Allg. Ztg. schreibt: Es hat zu vielfachen Bemerkungen und Angriffen in der Presse Veranlassung gegeben, daß die Wahl Danjig's für die Begegnung der Kaiser Wilhelm und Alexander, wie von anderer Seite, so auch von uns bezweifelt und bestritten wurde. Die Leiber nur zu oft erprobte Märität der internationalen Mörderbande rechtfertigt unser Verhalten in den Augen jedes besonnenen und patriotisch denkenden Mannes. Wir sind stolz darauf, gegenüber den Indiscretionen, die einer Wichtigthuerlei zu Liebe, den Banditen von ganz Europa in Danjig Rendezvous gegeben haben, unsere Pflicht gethan und die Zuverlässigkeit der reportirten Nachricht bestritten zu haben.

Die durch den Druck hervorgehobenen Worte sind auch in der Nordd. Allg. Ztg. geipert. Die Woll. Ztg. glaubt diese Auslassung der Nordd. Allg. Ztg. mit folgenden Worten begleiten zu sollen:

Von dem Kaiserendevous war der Nordd. Allg. Ztg. nichts bekannt. Von dem gleichzeitigen allgemeinen europäischen Wandlenderdevous in Danjig ist bei dem Mangel an Beziehungen zu diesen Kreisen uns nichts bekannt. Wir überlassen der in den europäischen Banditen- und Injurantenangelegenheiten, wie ersichtlich, wohl informierten Nordd. Allg. Ztg. selbstverständlich für die Richtigkeit dieser Nachricht die Verantwortung.

Eine Anzahl von Mitgliedern des Volkswirtschaftsraths hat an den Reichstagskanzler eine Petition gerichtet:

Sie umfaßt folgende fünf Punkte: 1) Fürst Bismarck wolle beim nächsten Reichstag vorläufig auf 10 Jahre für die Reichsregierung zu Gunsten überseerischer Emigrationen und Ansiedlungen einen jährlichen Blankofredit von 10 Millionen Mark zu distretionärer Verwendung beantragen. Deutschland habe nämlich an's Ausland für Importe an Getreide, an Tabak, Süßfrüchten, Thee, Kaffee, Reis, Gewürzen, Färbemitteln etc., für Importe aus ausländischen Rohstoffen, wie Baumwolle, Schafwolle, Seide, für Importe an Vieh, Holz etc., alljährlich die ungeheure Summe von über eine Milliarde zu zahlen. Aus diesem Grunde sei es nöthig, daß Deutschland eigene Kolonien habe, aus denen es seinen Bedarf beziehe und wozu es seine Industrieerzeugnisse und seine Auswanderer absetze. 2) Soll Deutschland von ausländischen Heringefang besetzt werden durch Staatsunterstützung oder Botschaften für inländische Fischereiunternehmungen. 3) Zur Hebung der Devisen wird gebeten, nicht nur die Verpfändung der öffentlichen Wege mit Obstbäumen zum System zu erheben, sondern auch dafür zu sorgen, daß die Obstbaumzucht ein obligatorischer Lehrgegenstand der Knabenschulen wird. 4) In Bezug auf den Schutz deutscher Rohstoffe findet sich Folgendes ausgesprochen: „Wenn der deutsche Reichthum an Rohstoffen zur vollen Entfaltung und der deutsche Bergbau in die Möglichkeit kommen soll, die vorhandenen Bergarbeiter voll zu beschäftigen und besser zu lohnen, so ist ein mäßiger Schutz auf ausländische Rohstoffe unabwiesbar.“ 5) Endlich wird der Reichstagskanzler gebeten, dem nächsten Reichstag ein Gesetz vorlegen zu wollen, welches die Verallgemeinerung der Arbeiter-Gerechtigkeiten erzwingt.

Cassel, 10. Sept. Der Hessischen Morgenzeitung zufolge wäre Caplan Maximilian Richter zu Sammler zum künftigen Bischof von Fulda designirt.

Frankreich.

Paris, 9. Sept. Die Officiellen rechnen für die neue Kammer 457 Republikaner, 43 Royalisten und 47 Jeromisten voraus, während die bisherige 387 Republikaner, 56 Royalisten und 86 Jeromisten zählte. Die Republikaner haben also 52 Sitze auf Kosten der Republikaner gewonnen, außerdem 18 neue Wahlkreise, zusammen also 70. Die Rechnung stimmt aber nicht, wie ein hiesiger Correspondent des Wiener Vaterland' behauptet; dieser schreibt: Die Officiellen zählen unter den Republikanern 39 Mitglieder des linken Centrums, 168 der republikanischen Linken und 206 der republikanischen Vereinigung, aber nur 48 Zutragigen. Von den 32 Deputirten des Seine-Departements rechnen sie nur 13 zu den Zutragigen, während es in der That 17 sind, abgesehen von fünf bis sechs Anderen, welche, wie Ledrappier, Floquet, Frebault, Blanc ebenfalls zu den Zutragigen gehören. Von den 18 zu Gunsten der Zutragigen ausgefallenen Stichwahlen zählen die Officiellen auch nur 13 zu denselben. Deshalb ist die Zahl der Zutragigen mit 60 bis 63 gewiß nicht zu gering angefallen. Gewiß ein tüchtiger Zuwachs gegen die 23 Stimmen, welche dieselben in der bisherigen Kammer zählten und von denen die Officiellen auch nur 18 kennen wollen. Im zweiten Belleville-Bezirk ist der von Gambetta so warm empfohlene Gläßer sich schmachvoll unterlegen und im ersten Bezirk wird die Wahl Gambetta's von den Zutragigen ernstlich angefochten. Sie haben Material zu einem Protest gesammelt, welcher in Anbetracht verschiedener Ungehelichkeiten und der geringen Mehrheit, welche Gambetta erhalten, nicht ganz ohne Wirkung bleiben wird. Von den Leuten, welche 1877 in so ganz gewaltthätiger Weise 86 Wahlen umgestoßen, trotzdem die Gewählten harte Mehrheiten besaßen; dagegen aber Wahlen der Brüder gutgeheißen haben, obgleich dieselben nur mit 1 bis 100 dabei sehr angefochtenen Stimmen Mehrheit erfolgt waren, ist natürlich nicht zu erwarten, daß sie die Wahl Gambetta's auch nur einer ernstlichen Prüfung unterziehen, geschweige umstoßen.

Diesmal waren 10179345 Wähler eingeschrieben, von denen 7181443 ihre Stimme abgaben; macht also 2997902 Enthaltungen, oder fast ein Drittel. Von den abgegebenen Stimmen fielen 5128442 auf Republikaner, 1789767 auf Monarchisten und Jeromisten. Die Republikaner haben also die Stimmen der Hälfte der Wähler erhalten.

Im Jahre 1877 waren 9748149 Wähler eingeschrieben von den abgegebenen 8087323 Stimmen fielen 4088153 auf Republikaner und 3202333 auf deren Gegner; 1861125 Wähler fehlten an der Urne. Die Zahl der Wahlenthaltungen hat sich daher seit 1877 um 1136777, oder um mehr als die Hälfte vermehrt.

Paris, 11. Sept. Eine an den Kriegsminister gerichtete Depesche meldet, daß drei Bataillone Infanterie und eine Batterie Artillerie gestern Sufa besetzt haben und vom tunesischen Gouverneur sowie von den Notabeln der Stadt gut aufgenommen worden sind.

Paris, 11. Sept. Der Agence Havas wird aus Algier gemeldet, daß ein französisches Detachement bei Gabes eine Niederlage erlitten haben soll, jedoch bedürfe diese Nachricht noch der Bestätigung. Aus Tunis wird gemeldet, daß Mustapha Pascha sich demnach auf einige Zeit nach Frankreich begeben werde, weil derselbe von der Nothwendigkeit überzeugt sei, in der Leitung der inneren Verwaltung von Tunis eine Aenderung eintreten zu lassen. Wie es heißt, würde sein Vorgänger Mohamed Kasnadar an seine Stelle treten.

Rußland.

Petersburg, 11. Sept. Der Regierungsbote veröffentlicht einen kaiserlichen Ulas, nach welchem zur diesjährigen Rekruten-Aushebung statt 235 000 Mann nur 212 000 Mann zu stellen sind.

St. Petersburg, 10. Sept. Der Jrsf. Ztg. wird gemeldet: „Der Arbeiter und ein Meister einer hiesigen großen Pulverfabrik wurden verhaftet. Der Meister hatte einen großen Vertrauensposten inne.“

Rheinland-Westfalen.

Neuß, 11. Sept. In der vergangenen Woche wurden von der hiesigen Polizeibehörde 41 Brodtagen abgefeimelt. Der Preis für ein 6 Kilo schweres Schwarzbrot stelte sich bei 2 Bäckern resp. Verkäufern auf 1 M. 24 Pfg.

33	"	"	"	"	1	28
1	"	"	"	"	1	30
5	"	"	"	"	1	32

Neuß, 9. Sept. Die „Glöb. Ztg.“ berichtet: Heute Nachmittag waren ein paar Jäger bei etwas hellem Wetter auf die Jagd gegangen. Als bald darauf wieder Regen einfiel, begaben sie sich auf den Heimweg; einer derselben trug das Gewehr unter seinem Regenmantel. Hierbei mögen die Zipfel des Mantels mit dem Hahn des Gewehrs in Berührung gekommen sein: der Schuß entlud sich und streifte dem Jäger die Brust und den Arm, sodaß die Fleischtheile weggerissen wurden. Knochen und eblere Theile sollen nicht verletzt sein.

Emmerich, 10. Sept. Heute früh erschoss sich auf dem Abort des hiesigen Gerichtes der Gerichtsschreiber K. Derselbe hinterläßt eine Frau und ein Kind. Die Motive zur That sind bis jetzt unbekannt.

Köln, 12. Sept. Bei Worringen wurde gestern die Leiche eines jüngst von hier verschwundenen Kaufmanns gelandet.

Bonn, 10. Sept. In der vergangenen Nacht wurde die Kirche im benachbarten Nittersdorf erröden. Ein Eiborium mit h. Gestirn nahmen die Frevler, laut der D. Reichsztg. mit sich, auch wurden die Opferstücke ihres Inventars geraubt.

Machen, 10. Sept. Der Gutsbesitzer Schimmelbusch zu Beythel bei Düren, welcher seit Jahren die Milch für die Rheinische Provinzial-Blindenanstalt zu Düren lieferte, war beschuldigt, am 4. Februar ds. J. ein Quantum Milch geliefert zu haben, deren Unterzucht durch einen Chemiker einen Wasserzusatz von 20 bis 30 Procent ergab. Die Milch erschien schon eine Zeitlang sehr dünn, weshalb die Verwaltung der Anstalt sich veranlaßt fand, eine Untersuchung der Milch vornehmen zu lassen, wodurch eben die außerordentliche Verälfchung mit Wasser entdeckt wurde. Bei der Verhandlung vor dem Schöffengericht in Düren produzierte der Angeklagte seinen Milchjungen als Zeugen, der auf seinen Eid versicherte, es sei absolut unmöglich, daß bei seinem Dienstherren Milch gefälscht würde, vielmehr habe er an dem genannten Tage, weil die eigene Milch nicht ausreichte, Milch gekauft, von wem und wie viel wisse er nicht. Auf Grund dieser Angaben erfolgte Freisprechung. Die Staatsanwaltschaft legte Berufung gegen dieses Urtheil ein, und bei der Verhandlung vor der hiesigen Strafkammer wurde der Milchlieferant überführt, nicht nur an dem genannten Tage, sondern während einer Reihe von Jahren gewerbmäßig Milchverälfchungen vorgenommen zu haben, weshalb der Gerichtshof ihn auf Antrag des Staatsanwalts zu einer Geldbuße von Eintausend Mark, event. 3 Monaten Gefängnis und zur Tragung der Kosten verurtheilte.

Trier, 10. Sept. Ein Mitglied des hiesigen Kriegervereins unterzeichnet eine Liste, welche vom Verein ausging, um sich am Festzug des Bischofs zu betheiligen. Gestern nun kam, nach der „Trier. Landesztg.“, ein Vorstands-Mitglied des genannten Vereins zu dem betreffenden Herrn und machte ihm die größten Grobheiten, daß er sich in der Liste unterzeichnete. Es soll auch die Redensart gefallen sein: „Unser Verein ist kein Pfaffenverein.“

Altenbunden, 6. Sept. Wie außerordentlich groß in diesem Herbst die Preiselbeer-Ernte ist, zeigt das Leben an hiesiger Gärtnereiposition, die außer Stande war, die massenhaften Aufgaben von Preiselbeeren-Gold zu bewältigen und deren Personal verdrängt werden mußte. Seit 8 Tagen geben durchsichtlich sieben Doppelwaggons, der jeder mit 70 bis 90 Körben oder Risten beladen, von hier ab, die theils nach Frankfurt, theils über Hamm hinaus verschickt werden. Neben den hiesigen Verkäufern haben sich Händler aus Frankfurt und anderen Städten eingefunden. In verschiedenen Orten sollen selbst größere Bauern mit ihrem ganzen Hausstand dem Preiselbeer-Sammeln nachgehen und ein flottes Geschäft machen. Man schätzt den Erfolg der diesjährigen Preiselbeeren-Ernte auf 12 bis 16,000 Mark.

Bermischtes.

Mainz, 7. Sept. Die Jrsf. Ztg. berichtet: Gestern ist hier ein neues Schleppboot angekommen, das als das größte und stärkste aller auf dem ganzen Rheine gehenden Schleppschiffe bezeichnet wird. Das auf der Werft des Herrn Schöck in Elbing für die hiesige Firma F. A. Ditz, die bereits 4 große Schlepper auf dem Rhein geben hat, erbaute Boot zeichnet sich aus durch eine außergewöhnliche Breite und durch einen sehr geringen Tiefgang, der es ermöglicht, auch bei kleinem Wasserstand zu fahren. Die Länge des Schiffes ist 200 Fuß, und die Dampfmaschine hat eine Stärke von ca. 1000 Pferdekraften. Auf seiner ersten Probefahrt brachte das Boot gestern von Duisburg bis Mainz einen Schleppzug von 4 Schiffen mit einer Last von 61 000 Centnern. Die Strecke von Caub bis Bingen legte das Schiff mit zwei Dreimaltern und 32 000 Centnern Ladung ohne jegliche Ausrüstung von Pferden in 3 1/2 Stunden zurück; eine ähnliche Leistung ist bis jetzt an dieser Stelle noch nicht constatirt worden.

— Ein Bonmot über die Kaiser-Begegnung lautet: Wissen Sie, warum die Entrevue zwischen Kaiser Wilhelm und dem ruf-

schen Caren gerade in Neufahrwasser stattfindet? ... „Run?“ „Ganz einfach — weil die russische Politik in ein neues Fahrwasser gebracht werden soll.“

Der Berliner „Post“ zufolge ist der deutsche Consul in Livorno, Hr. Niemann, in der Nacht vom 9. zum 10. d. im Eisenbahn-Coupe zwischen Modane und Turin von unbekannten Individuen überfallen und verwundet worden. Die Thäter sind entkommen. Dem Anschein nach ist die Verwundung keine schwere.

Zürich, 12. Sept. Gestern Abend um 5 1/2 Uhr fand ein Bergsturz bei Dorf (Canton Glarus) statt. Dreißig Häuser und zweihundert Personen sollen verschüttet sein. Das Thal steht unter Wasser. Am Freitag drohte schon die Gefahr, konnte aber nicht mehr abgemindert werden. (Gm ist das höchstgelegene und letzte Dorf des Glarner Bernsthal, das bei der Eisenbahnstation Schwanden ins Urththal ausmündet. Es liegt 980 Mtr. über Meer, ist von etwa 1000 Einwohnern bewohnt und in etwa 3 1/2 Stunden Fahrzeit von Glarus aus zu erreichen. Der Ort, der rings von hohen Gebirgen eingeschlossen ist, wird während fünf Wochen lang von keinem Sonnenstrahl beschienen; bei der Kirche kann man durch das hoch oben in einer Felsenjoch des Thälgebirges befindliche Martinsloch sehen, durch welches im März und September je während drei Tagen die Sonne scheint. Das Dorf ist eine beliebte Station für Gebirgstouristen.)

Petersburg, 12. Sept. Nach einer Meldung aus Batu hat die Naphtaqueelle von Krasnitsk, welche vor einigen Tagen in Brand gerathen war, gestern ganz von selbst zu brennen aufgehört.

(Garfield und seine Aerzte.) Im New-York Herald wird „von sachverständiger Seite“ über die ärztliche Behandlung Garfield's folgende Kritik geübt: „Wir Alle wissen, wodurch Garfield's große Hinfälligkeit veranlaßt wurde. Die Kugel zerschmetterte eine Rippe und setzte sich in den Brustkasten des unteren Rückgrates fest, ohne weiteren Schaden zu thun, als eben den Bruch der Rippe. Man hob ihn auf und sagte ihm verzögert, grausam, barbarisch, daß er tödtlich verwundet sei. Er war nicht tödtlich verwundet. Es war eine Verletzung, die bei richtiger Behandlung einen kräftigen Mann niemals tödtet. Jemand Jemand aber versah bei oberflächlicher Prüfung auf die Idee, daß auch die Leber zertrüffelt sein müsse, weil die Kugel sich gegenüber der Leber festgelegt hatte und daß er deshalb sterben müsse. Mit diesem grauenhaften Irrthume begann seine Behandlung. Ist das Chirurgie? Was in aller Welt hatte ein Wundarzt in dem Momente zu thun, als festzustellen, daß die Wunde zwar eine gefährliche zu sein scheint, es in Wahrheit aber nicht sei. Der erste Eindruck, diese falsche Anschauung der Aerzte, nahm leiter von ihnen so entscheidenden Besitz, daß sie es unterließen, durch erneuerte Prüfung ihre Fehler zu verbessern. Sie standen einfach und ruhig dabei, um ihren berühmten Patienten „leicht“ sterben zu lassen. Es läßt sich dem wenigstens nicht Consequenz absprechen; denn wenn ein Mann, wie sie sagten, „unter hundert Chancen nur Eine hat, zu gelunden“, was sollen sie ihm dann diese Eine Chance noch gefährden, indem sie mit Lancetten an ihm herumoperiren. Wenn die Voraussetzung aber falsch, wenn er nicht unheilbar verwundet, wenn nur die blaße Furcht ängstlich gewordener Aerzte den Irrthum hervorgerufen, dann geht viel werthvolle Zeit durch Unthätigkeit verloren. Und das ist es eben, was geschah; denn man ließ die Zeit, in welcher die Wunde in einen für den Patienten möglichst günstigen Zustand versetzt werden konnte, vorübergehen, man ließ 21 Tage verstreichen, ohne die wundärztliche Hilfe durch Entfernung der Knochensplitter zu bringen. Vom ersten Tage an nahm man ferner an, daß Bauchfellentzündung eintreten würde und begann daraufhin zu curiren, obwohl dieses Fieber weder eintrat noch Grund zu solcher Befürchtung vorlag. Sie hätten wissen können, daß diese Annahme falsch sei, aber ihr erster Irrthum verleitete sie zu dem zweiten. Und so gingen sie denn an, den Kranken auszuhungern und Gift in ihn hineinzupumpen. Mit derselben Behandlung hätte der kräftigste Mann in Amerika, auch ohne irgend welche Wunde, zu Grunde gehen müssen; bei vernünftiger Behandlung hätte er andererseits fünf Tage nach der Verwundung bereits sein Mittagmahl essen können. Wir erfahren aus zuverlässiger Quelle, daß innerhalb der ersten 42 Tage Garfield 800 Gran Chinin und 400 Gran Opium erhalten hat.“ Der Artikel beschäftigt sich dann mit den Einzelheiten der Behandlung und verurtheilt die Aerzte auf das Rücksichtsloseste.

Ueber eine neue sonderbare Mode, die man wohl eher als Modethorheit bezeichnen könnte, wird aus Frankreich Folgendes mitgetheilt: Die neueste Mode der Saison sind die Mondschirme. Die Begründer dieser Mode behaupten, daß die Mondschirme ebenso gefährlich sind, als Sonnenstrahlen, und daß man durch dieselben ebenso leicht mondschichtig werden, als man durch heiße Sonnenstrahlen den Sonnenstich bekommen könne. Während die Sonne die Haut bräunt, trockne der Mond dieselbe aus und mache sie bleich. Besonders werden die Mondschirme für den Landaufenthalt, wo Spaziergänge während der hellen Mondschimmerächte so beliebt sind, empfohlen. Diese Schirme werden in niedlicher Form aus Gaze, mit rothem Seidenband verbrämt, hergestellt. Dazu pflegt man Korsetts zu tragen, die in entsprechender Verfeinerung der Form der Poltsche nachgebildet sind. Den eleganten Landanzug vervollständigen dann roth und gelbgestreifte Seidenstrümpfe, sowie ein kurzer roth und gelbgestreifter Rock aus starkem Leinen, nächst dem ein großer mit einem Bündel Weizenähren geschmückter Stroput und ein weißes Maschintuch, welches über die Brust geknüpft wird.

Amüliches.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht: Dem Gerichtsschreiber Sekretär Walle in Offen den Charakter als Kanzlei-Rath zu verleihen.

Der Rechtsanwalt Benede zu Siegen ist zum Notar im Bezirk des Oberlandesgerichts zu Hamm mit Anweisung seines Wohnsitzes in Siegen ernannt worden.

Der Rechtsanwalt und Notar, Justizrath Rönigk in Hamm, der Rechtsanwalt und Notar Seldt in Bromberg, der Rechtsanwalt und Notar, Justizrath Dr. Imwalle in Qualenbrück und der Notar Dahmen in Gangel sind gestorben.

